

Nr. 60. Bromberg, den 22. März 1928.

Die beiden Ringe.

Roman von Minna Falk.

(6. Fortsetzung.)

Hedwig lachte, daß es hell in die Nacht hinausschallte. „Menschenskind, Axelbruder", sagte sie, „du kannst das Drehen um die eigene Achse nicht vertragen!"

„Das ist auch möglich", sagte Axel ernsthaft, „aber ein bißchen was anderes war schon mit dabei. Ich brauch' dir ja nicht erst zu sagen, daß ich noch nie ein Mädchen im Arm hatte, und ich habe auch nicht gedacht, daß es je der Fall sein würde. Ich habe keine Zeit dazu gehabt, es darauf anzulegen, und sah von den andern, daß es viel Zeit kostete. Ich wurde ohne derlei fertig. Was hatte ich auch alles nachzuholen!"

„Wer weiß, was du jetzt noch nachzuholen hast!" sagte Hedwig spitzbübisch.

„Nein," sagte Axel, „man kann es nicht wissen." Und dabei sah er seine Schwester so köstlich von der Seite an, so durchwachsen und halb der alte und halb ein neuer Bruder, daß Hedwig bei der lustigen Neckerei blieb und später ernsthaft dachte, der Bruder habe sich wirklich verliebt. Gleich auf einen Schlag. Und in so eine Puppe! Kaum bis an die Schulter reichte ihm das Mädchen. Und dann die Marke!

Aber so übel war die Marke gar nicht. Übernächsten Tages setzte Axels Dame sich zu Hedwig in den Strandkorb. Die Geschwister Schwansen hatten ihren Korb so weit draußen, daß sie von unmittelbarer Nachbarschaft abgeschnitten waren, und das hatten sie so gewollt. Sie wünschten keine Strandbesuche zu empfangen und waren auch bis jetzt verschont geblieben. Aber nun war ein Gast da.

Es hatte wieder zu regnen begonnen, und die junge Dame in dem kurzen weißen Jackenkleid war ohne Schirm. „Das ist ja eine ganz vorzügliche Gelegenheit, mich mit Ihnen bekannt zu machen", sagte sie zu Hedwig, an den Korb tretend. „Der Regen hat auch sein Gutes. Erlauben Sie, daß ich Ihnen einen Besuch mache? Ich heiße Hilde Hollewede, bin nur zeitweise schikanös und bitte Sie, mir nicht mehr böse zu sein."

„Wieso böse?" fragte Hedwig verwundert. „Wir haben ja kein Wort miteinander gesprochen."

„Nein," sagte Hilde, „nur ein paar Blicke haben wir miteinander gewechselt. Und die Ihren waren bitterböse."

„Waren sie das?" sagte Hedwig Schwansen munter. „Dann haben sie fein hingetroffen. Die Augen sprechen ja die reinste Wahrheit, weil sie glatt dem Gefühl nachgehen. Ich war auch böse mit Ihnen, und nicht zu knapp. Ich habe nämlich nur den einen Bruder und möchte ihn mit keinem anderen vertauschen. Für Hohnepiepelei ist er mir jedenfalls viel zu schade, wenn er zwischen Musik und Tanz auch eine etwas komische Figur macht."

Langsam war die Sprache ernster geworden, aber Hilde schien sich nur zu amüsieren. „Ach, der Herr war Ihr Herr Bruder!" lachte sie fröhlich. „Ich dachte, Sie seien die Braut gewesen. Da gestehe ich Ihnen am besten gleich, daß ich noch schlechter war, als Sie dachten. Ich wollte Sie nämlich ein bißchen aufstacheln und in Ihre Rechte treiben, das mag ich so gerne. Sie saßen mir für Ihre Jahre viel zu fest in Ihrer Gewißheit. Eine Braut muß doch ein bißchen beweglich in der Zusammensetzung sein. Und Schwester und Bruder! Das hat wohl kein Mensch von uns gedacht. Keinen Faden Ähnlichkeit, und Männlein wie Weiblein nie mit einem anderen Menschen, immer Sie zwei nur zusammen. Und es reizt mich so, ein bißchen Lebendigkeit zwischen zwei Menschen zu bringen. Selbstverständlich unter entsprechender Voraussetzung. Da habe ich mich dann ja allerdings verkalkuliert. Trotzdem Sie sich abends spät am Wasser recht nett bei der Hand hielten oder den Arm eng untergeschoben hatten. Wie es sich eben traf."

Nun mußte auch Hedwig recht von Herzen lachen. „Ja," sagte sie, „das kann vorkommen. Wir sind ein Geschwisterpaar, wie es wohl nicht alle Tage zu finden ist. Wir tauschen unsere Gegensätze aus und sind liebevoll dabei. Andere schneiden meistens schlecht dabei ab, wenn ich sie mit meinem Bruder vergleiche. Aber daß Sie das so genau beluchst haben, was Sie mir da eben erzählen! Was gehen wir Sie an?"

„Oh," sagte Hilde mit einem geradezu entzückend schelmischen Ernst, „sehr viel. Im Leben ist doch alles Geschmacksache. Aus Rennen mach' ich mir zum Beispiel gar nichts, aber heimlich zuzusehen, wie junge zweibeinige Gespanne in Gangart kommen, das ist so meine Liebhaberei. Mein Studium, möchte ich beinahe sagen, das ich mit großem Eifer und heiligem Ernst betreibe."

„Aha," sagte Hedwig und nahm den bunten Schmetterling nun fest aufs Korn, „so eine sind Sie also. Für ganz viel was anderes habe ich Sie allerdings auch nicht angesehen, um es rein heraus zu sagen. Es steht Ihnen aber nicht schlecht."

Hilde hätte das schlichtgekleidete, ganz anders geartete Mädchen umfassen mögen, so war sie hingenommen von dem Klang in Hedwigs letzten paar Worten und von der Mischung sachlicher Feststellung und noch unterstreichender Schelmerei. „Wie freue ich mich," sagte sie, „daß es zu diesem Zusammentreffen kam! Sie können sich nicht denken, wie Sie mich anmuten! Wie eine Sorte Bilder, die mein Vater mit Leidenschaft aufstöbert und die einen Frauentyp darstellen, den es nach seiner Meinung heute so gut wie gar nicht mehr gibt. Nach seinen eigenen Worten: Maria und Magdalena und gesundes Blut. Mein Vater ist nämlich Kunstgeschichtler, müssen Sie wissen, und die feine Nase habe ich von ihm."

„Wenn das auf mich gehen soll mit Ihrer feinen Nase," sagte Hedwig trocken, „werde ich ja nicht einmal verlegen. An mir ist doch gewiß nichts Besonderes zu riechen. Ich komme aus einem mittleren Manufakturwarengeschäft mit dithmarscher Landkundschaft. Wie ungebleichter Nessel komme ich mir neben Ihnen vor."

Hilde freute sich bellauf. „Das ist etwas zum Segeln!" sagte sie. „Nun will ich zunächst auch einmal ehrlich Farbe bekennen. Nach Ihrem Nesselbekenntnis halten Sie mich wahrscheinlich für Seidenbatist. Das sieht aber nur außenherum so aus. Im Grunde bin ich eine Wasserratte, und wenn ich segeln kann, bedeutet das für mich dasselbe, wie wenn andere Mädchen einen Liebsten haben. Mein Studium von vorhin ist nur Zwischendurcherscheinung. Und tanzen tu' ich nur, wenn beim besten Willen sonst nichts anzufangen ist. Die Männer taugen doch alle nichts."

„Meinen Sie?" sagte Hedwig.

„Das meine ich nicht nur," sagte Hilde, „das weiß ich. Darum wird es mir auch nicht schwer, daß ich den großen Rummelkram in den Modebädern und an den Kur- und Sportplätzen nicht mitmachen kann. Das Vermögen meiner Eltern ist futsch, und da war dies herrliche kleine Nordseebad eine Fundgrube für uns. Bekannte von uns haben es aufgestöbert, und seitdem sind wir hier jedes Jahr und kommen alle drei auf unsere Kosten. Schon allein, wie hier

Plattdütsch snackt wird! Und Fischer und Schiffer gibt es hier, die einem das Segeln beibringen, als seien sie mit dieser Kunst gleich auf die Welt gekommen. Man möchte so einen Menschen heiraten. Auch als passionierte Männergegnerin. Ich regiere jetzt bei jedem Wind ein Fahrzeug allein. Nur Sturm darf es natürlich nicht gerade sein. Segeln Sie auch?"

„Nein," sagte Hedwig, „das habe ich noch nicht versucht. Mitgefahren bin ich natürlich schon öfter, aber mich selbst ranzumachen, daran sind mir gar keine Gedanken gekommen. Dafür hatte ich das Schwimmen von jeher zu sehr im Kopf. Daneben gab es für mich nichts. Mir tut es immer leid, daß man nicht mal einen ganzen Tag im Wasser bleiben kann. Genug kriege ich nie davon, und mit Wonne könnte es meinethalben auch der Kanal sein, auf den sie es jetzt alle abgesehen haben."

„Ich," sagte Hilde mitleidig, „Schwimmen ist gar nichts gegen Segeln. Wenn man so mit dem Wind dahinflitzt, das ist genau so, als ob man von allem Gequark an Land endgültig erlöst sei und geradeswegs in die ewige Seligkeit steuere. Schwimmen kann schließlich jeder Hund."

„Na erlauben Sie mal," verwahrte sich Hedwig, „das ist ziemlich plattdütsch." Aber sie setzte gleich hinzu: „Ausprobieren möchte ich den Unterschied wohl einmal."

„Nichts leichter als das!" sagte Hilde begeistert. „Wir machen uns einmal zusammen auf. Wenn man nur mehr Vertrauen zu dem Wetter haben könnte!"

Aber da meinte Hedwig: „Um noch einmal auf die Hunde zu kommen — von mir aus kann es Hunde hageln und Katzen schneien. Das macht erst recht Spaß."

„Nein," sagte Hilde, „das ist ein Irrtum. Beim Segeln macht es der Schneid. Die Kraftprobe ist es weniger als die feine Berechnung. Sich bei klarem, pfiffigem Wetter die Elemente dienstbar machen und zwischen Wind und Wasser sitzen, als säße man auf einem rassigen Hengst und machte es mit einem leichten Flankendruck."

Auf dem Gebiet war Hedwig nicht zu Hause, aber die beiden Mädchen kamen miteinander zurecht wie alte, eingefahrene Leute, und gleich nächsten Tages sollte eine Fahrt vom Stapel gehen, wenn der Himmel es irgend zuließ.

Miteinander ging es auf Büsum zu, und erst kurz vorm Strandhotel sagte Hilde: „Vielleicht sagen Sie mir nun auch Ihren Namen? Meinen haben Sie einfach zu den Akten gelegt."

„Ich heiße Hedwig Schwansen," sagte Axels Schwester und wurde zu ihrem Verdruß so rot, als handle es sich bei ihrem Namen um ihren Spitznamen „Hedwig Pausback". Oder als hinge ein großer Klumpen Marschboden daran.

Hilde Hollewede aber sagte: „Hedwig Schwansen, das klingt kräftig und echt nach Dithmarschen."

Und sie winkte noch einmal vom Hoteleingang mit der Hand und machte, wie sie da so stand mit ihrer zierlichen Figur und dabei so energischen Art, den Eindruck einer hohen Gesamtsumme. —

*

„Ich segle morgen mit Hilde Hollewede", sagte Hedwig Hollewede", sagte Hedwig zu Axel, der in einem Faulenzer lag und Bananen futterte.

„Was tust du?!" sagte Axel und machte ein Gesicht, daß Hedwig einen Kapitalspaß hatte.

„Mein Gott," sagte sie, als sei weiter gar nichts dabei, „segeln will ich morgen, hör doch zu! Segeln mit der kleinen Blonden, die du vorgestern abend im Arm hattest. Sie heißt Hilde Hollewede, du hattest den Namen doch nicht verstanden."

Axel richtete sich ein wenig auf aus seiner liegenden Stellung. „Was soll nun so ein Blödsinn!" sagte er. „Ich habe mir hier eben gerade schwere Vorwürfe gemacht, Hete. Es ist eigentlich unverantwortlich, so dicht vor dem Examen wochenlang ohne Reihenfolge zu leben."

„Ausgerechnet Bananen", sagte Hedwig nur.

„Ja," lachte Axel, „die habe ich hinterher gegessen. Nach den schweren Vorwürfen. Aber Ernst ist es mir doch damit. Ich sollte mich wieder beim Kanthaken kriegen. Das ist das Schlimme bei mir, Hete: Ich bereite mich nicht vor, ich kann mich gar nicht vorbereiten — es muß mich schon vorbereiten, sonst bin ich übel daran."

Hedwig setzte sich hin. „Das wird es auch schon, du Unglücksmensch," sagte sie. „Wird dir denn nie Lebensart beizubringen sein? Der Mensch darf doch einmal zum Schnappen kommen. Gut, du bist kein Examensmensch, bei dir muß es auf gut Glück abgehen, da vertrau deinem Glück aber doch auch einmal! Im rechten Augenblick ist das rechte Wort da. Darin hast du doch schon Erfahrung. Und dein Bestand kann doch, weiß Gott, nicht klein sein. Gebüffelt hast du jedenfalls genug."

„Siehst du," sagte Axel betrübt, „wir verstehen uns gar nicht. Wie kannst du bloß immer wieder von Büffelei sprechen! Du hast doch sonst Verständnis für mich. Mir machen meine Sprachen so viel Freude wie dir das Wasser."

„Na also", sagte Hedwig.

Und als der Bruder noch bedeppert vor ihr stehenblieb, faßte sie ihn beim Kopf, sah ihm in die Augen und sagte: „Reden wir doch nicht lange hin und her, du weißt schon, wie es gemeint ist. Jetzt sind wir in Büsum, Axelbruder, und wollen uns auf alle Art büsumerisch benehmen, und darum fange ich noch mal wieder von der Stranddistel an. Denkst du denn vielleicht, Brüderlein, ich greife mir plitzplatz unter hellem Mittag einen Namen aus der Luft und mache baren Unsinn mit dir? Die junge Dame, mit der du getanzt hast, heißt wirklich Hilde Hollewede, und sie hat beinahe eine Stunde bei mir im Strandkorb gesessen, und nachher sind wir wie ein paar gute alte Bekannte miteinander heimgegangen."

„Ja," sagte Axel zu Hedwigs Ärger ohne sonderliches Erstaunen, „so macht ihr Mädchen es ja. Ihr seid gleich warm miteinander. Von mir aus könnt ihr segeln, soviel ihr wollt. Verlangt bloß nicht, daß ich euch aus dem Wasser holen soll, wenn ihr kippt! Das heißt, du hilfst dir ja wohl auch gestiefelt und gespornt selbst — mein Schwimmen kennst du ja! Ich könnte nicht mal die kleine Puppe holen."

Da war doch das Ende von weg, so ein Tranfläter! „Nun dachte ich doch wahrhaftig, du hättest auch einmal ein menschliches Rühren im Leibe," sagte die Schwester, „und stehst da, als wenn du zu Bananenmehl geworden wärst. Die faden Dinger ißt du ja den ganzen Tag. Soll das ein Mensch glauben, was du für ein Stockfisch bist!"

Aber da kam noch etwas, Axel nahm die Brille ab. „Heteschwester," sagte er, „nun muß der Vorhang erst mal weg. Weißt du denn schon nach zwei Tagen deine Worte nicht mehr? Denke doch mal ein ganz klein wenig nach! Es war nach dem bewußten Abend, und zwar gleich morgens beim Kaffee, da sagtest du — ich glaube, ich habe noch kein Wort davon vergessen —: „Diese Dämchen aus der großen Stadt sind doch alle miteinander eine leichtsinnige Bande und für den Hausgebrauch nichts wert. Wenn es auch mal für ein paar Stunden Spaß macht, mit ihnen über den gleichen Strang zu schlagen, wäre es doch ein Jammer, wenn du fürs ganze Leben auf so ein Pflänzchen hereinfielest, Axelbruder."

Ich denke, so etwa lautete dein Spruch. Auch in der Reihenfolge. Ich habe nämlich sehr andächtig zugehört und mir gesagt: Na, es war Mondschein, und nachher hab' ich wieder meine Bücher."

Hedwig schämte sich ehrlich. „Wenn ich doch die rasche Zunge nicht hätte!" sagte sie. „Wie oft hab' ich mich schon ihretwegen schämen müssen, am meisten vor mir selbst. Man weiß nichts von Wesen und Art und ist schon mit seinem Urteil fertig. Steh da nicht immer am Tisch herum, Axel, leg dich wieder in deinen Faulenzer, ich will dir den ganzen Hergang mal erzählen!"

Axel zog, statt sich hinzusetzen, seine Uhr und hielt sie seiner Schwester unter die Nase. „Das kannst du später tun," sagte er, „wir kommen schon noch in Ruhe zu dem Thema. Einstweilen wird es höchste Zeit für uns."

Die Geschwister aßen an einem privaten Tisch, und Frau Klaasberg hielt auf Pünktlichkeit. „Schon ein Uhr!" sagte Hedwig. „Dann wird es allerdings höchste Zeit. Da kommen wir doch schon zehn Minuten zu spät. Und es gibt gebackene Schollen heute, die kein Mensch so kroß zurechtkriegt wie Frau Klaasberg. Na, ich bin fertig, wie ich geh' und steh'."

„Und hantierst mit den Armen umher, daß man meinen könnte, du wärst schon beim Segelhissen!" neckte der Bruder.

Sie waren schon auf der Straße. „Das tu' ich, glaube ich, auch", sagte Hete. „Ich bin bis obenan voll von der neuen Bekanntschaft und von dem Plan, der mir nun das Wasser auch von einer anderen Kante zeigen soll." — — —

(Fortsetzung folgt.)

Die Mutter.

Du hüllst mich, Einsamkeit, in dein Gewand,
Du neigst, beschwingte Mutter, gern dein Ohr
Dem Wünschenden, trägst lächelnd mich empor
Und fort nach meines Wunsches Ziel und Land . . .

Da, wie die untern Stimmen ganz verklingen,
Da, Mutter, fühl ich auch den Wunsch verrauschen . . .
Nichts mehr vom Ziel! Laß mich nur immer lauschen
Auf dieses große Sausen deiner Schwingen . . .

Bruno Frank.

Preludes.

Historische Skizze von Stephan Georgi.

Zu der Zeit, da in den deutschen Landen der brave Biedermeier mit pedantischer Aufmerksamkeit seine Prise zur Nase führte, bildeten die eleganten Salons von Paris — zu den bekanntesten gehörte der des Barons Rothschild — den beliebten Sammelpunkt der Geistesheroen. Männer der Kunst und des Wissens trafen dort aus aller Welt zusammen.

Es war ein recht anregender Abend im Hause der bewunderungswürdig schönen Gräfin Potocka.

In der Mitte des lichtüberströmten Saales, am Flügel, saß Rossini und spielte — ein wenig phlegmatisch — einige Fragmente aus seiner „l'Italiana in Algeri". In einer Ecke war, ohne Pietät vor Rossinis Spiel, der kleine Herr von Balzac damit beschäftigt, einigen Damen galante Histörchen zuzuflüstern, von denen der fett-behaglich daneben sitzende Alexander Dumas von Zeit zu Zeit ein Teilchen mit anhörte. Heinrich Heine verstand es, inzwischen eine recht beredte Augenunterhaltung mit der noch sehr jugendlichen Gräfin Komar anzuspinnen. Sehr andächtige Zuhörer waren jedoch Liszt, Hiller, Meyerbeer und Gautier.

Als sich der Rossini geltende Beifall gelegt hatte, erhob sich, die lange Mähne schüttelnd, der junge Liszt. Er hatte eine hier noch unbekannte Komposition mitgebracht, wollte jedoch zuvor nicht verraten, von wem sie stammte.

Als er zu spielen begann, hörte sogar der kleine, dicke Herr von Balzac mit seinem frivolen Geflüster auf. Alles lauschte einer seltsamen, wohllautenden Musik, die erfüllt war von anmutiger Ursprünglichkeit, bizarren Einfällen, überwältigendem Gefühl und überströmender Leidenschaft. Da erklangen Variationen von wunderbarer, bestrickender Eigenart; nichts Klassisches, sondern eine ausgesprochene Individualität lag in ihnen. Melodien von so zarter Feinheit, daß man das Sprudeln der Quellen zu hören und das Spiegeln der Sonnenstrahlen darin zu sehen glaubte; dann wieder beweglich von dem Atem einer dunkelbunten, geheimnisvollen Romantik. Bald leidenschaftlich jauchzend, zögernd, flackernd, wie eine Flamme im Winde, formten sie sich zu einer bis in die feinsten Nerven hinein empfundenen Traumdichtung.

Es dauerte eine ganze Weile, bis die Hörer, die restlos von dieser wundersamen Melodien gepackt und mit fortgerissen waren, zu sich zurückfanden. Dann aber brauste ein kaum endenwollender Applaus durch den Saal.

„Wer ist es? Wer?" — — Liszt wies lächelnd auf das Notenblatt. Da stand oben in der Ecke mit feiner, fast zierlicher Schrift François Frédéric Chopin.

*

Um diese Zeit, da man ihn in den Pariser Salons noch immer feierte, weilte Chopin — krank und mutlos — gemeinsam mit der Dichterin George Sand, deren wirklicher Name eigentlich Aurore Dudevant war, an der spanischen Küste auf der Insel Majorka.

Seine schwache Gesundheit brachte arge Enttäuschungen in die Freude des dortigen Zusammenseins. Ein kalter, regnerischer Winter trat ein; die Wohnung, die sie genommen hatten, war feucht und dunkel, und so erkrankte der an Luxus und Behaglichkeit Gewöhnte bald an einer bedenklichen Bronchitis; einer Krankheit, die damals dort unten jedermann fürchtete. So kam es, daß die beiden regelrecht aus ihrer Wohnung vertrieben wurden und in einem alten, verlassenen Karthäuser-Kloster Zuflucht suchen mußten.

Unter diesen widrigen Umständen verschlimmerte sich Chopins Leiden zusehends. Er, der in Paris ohne weiße Handschuhe, ohne Lichterglanz und Wohlgerüche nicht zu leben vermochte, hauste nun in einer Klosterruine, an deren kümmerlichen Resten der Zahn der Zeit nagte. Sargartig und düster war die Zelle, die er bewohnte; einige Zypressen und Palmen schaukelten vor dem Fenster im Winde, und hoch über dem alten Gemäuer schrien die hungrigen Adler.

Trotz der sorgenden, liebevollen Pflege, die George Sand ihm zuwandte, blieb ihm dieser Aufenthalt unerträglich, und Chopin versank immer mehr in eine dumpfe, hoffnungslose Melancholie. Erst als es ihm unter großen Kosten gelungen war, einen Flügel und einen Ofen aus Marseille kommen zu lassen, lebte er ein wenig auf. —

Ein grauer Regentag neigte sich seinem Ende zu. George Sand war nach Palma gegangen, um Einkäufe zu besorgen. Unendliche Mühsal bereitete der Rückweg. Ein Unwetter brach herein, und sechs qualvolle Stunden bedurfte sie, um endlich, völlig eingeregnet, mitten in der Nacht das Kloster zu erreichen. Aus Chopins Zelle schimmerte Licht. Teile von Melodien drangen hinaus in das Heulen des Windes. Drinnen in der Halle blieb die Dichterin stehen und lauschte. Völlig durchnäßt war sie, aber das, was sie hörte, zwang sie, regungslos zu horchen.

So seltsam, so unwirklich hallten diese Töne durch das hohe, finstere Gemäuer.

Dämonisch-düster quollen die Melodien hervor, als wollten sie die verstorbenen Mönche zu neuem Leben erwecken. Es schien auf einmal, als schlichen bleiche Gestalten in Kutten umher, als ertönten dumpfe Mönchschöre und inbrünstige Gebete, ringend und selbstzerfleischend. Ein paar kurze, helle Töne klangen dazwischen, wie matte Lichtstrahlen. Vielleicht war es ein fahler Schein des Mondes, vielleicht das letzte klagende Aufschluchzen eines flügellahmen Vogels. Dann stürzten die Melodien vorwärts, keuchten weiter, wie getrieben von einer wahnsinnigen Angst, von quälenden Schrecknissen. Sie versuchten aufwärts zu fliehen, sich im Unendlichen zu verlieren, aber dort war alles dunkel, düster und erstarrt. Da flatterten sie hernieder, immer weiter, sanken in eine trostlose Tiefe; langsam, stöhnend, schleppend. Wie das müde Herabfallen glitzernder Wassertropfen klang es aus einem Largo hervor, das wie ein Hauch ertönte, erfüllt von einer unsagbaren, lähmend niederdrückenden Schwermut.

Chopin spielte eines seiner wunderbaren Preludes.

Regungslos, zitternd stand die Dichterin an der Tür. Sie hätte aufschreien mögen bei diesen Tönen; aber sie bezwang sich. Leise trat sie ein.

Der Kranke saß still am Flügel. Ein kleiner Leuchter stand vor ihm und spendete spärliches Licht. Der Schein fiel auf sein bleiches Gesicht, die weiße, fast durchsichtige Haut, spielte mit dem dunkelblonden, seidenfeinen Haar, glitzerte in den Tränen, die in den großen braunen Augen lagen, und schien herab auf die zarten weißen Hände, die so elfenhaft leicht über die Tasten glitten.

Mit einem leichten Schrei sprang der Spielende auf, als er die Angekommene erblickte. Seine Augen blickten starr und verstört.

„Ah, ich wußte wohl, daß du gestorben bist! Ich habe alles im Traum gesehen. Auch ich bin gestorben; in einem See bin ich ertrunken, und große, schwere Wassertropfen fielen gleichmäßig auf meine Brust."

George Sand beruhigte ihn. Erst nach einer ganzen Weile fand er sich aus seinen Visionen in die Wirklichkeit zurück und war entsetzt, als er von dem gefährlichen Rückweg hörte. Doch gleich darauf versank er wieder in seine Melancholie, sprach von weltfernen Dingen und zeigte auf alle Fragen nur ein resigniertes Kopfnicken.

Als die Dichterin nach einer Weile wieder zu ihm kam, saß er noch immer am Flügel. Er blickte sie an, als wollte er fragen: Kennst du das, was ich jetzt spiele?

Sie hörte ein paar Takte zu, dann wußte sie es.

„Mozarts Requiem —!"

Da nickte er und zwang ein stilles, dünnes Lächeln auf seine Lippen.

„Das spielt mir an meinem Sarge . . ."

Der Frühling.

Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weis' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und vor Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren.

Denn er kommt mit seiner Freuden Schar
Heute aus der Morgenröte Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar
Und auf seiner Schulter Nachtigallen.

Und sein Antlitz ist ihm rot und weiß,
Und er träuft von Tau und Duft und Segen —
Ha! Mein Thyrsus sei ein Knospenreis,
Und so tauml' ich meinem Freund entgegen.

Matthias Claudius.

Der Schelm Abu Ganifa.

Marokkanische Schwänke.

Erzählt von Kurt Miethke.

Ein Wanderprediger steht auf dem Marktplatz und predigt. Er hat einen langen grauen Bart und ist sehr dünn. Abu Ganifa steht dabei, hört der Predigt zu und weint ohne Unterbrechung.

Nach Beendigung seiner Predigt tritt der Wanderprediger auf Abu Ganifa zu und fragt ihn: „Weinst du, o Leuchte des Propheten, weil meine Predigt einen solch großen Eindruck auf dich gemacht hat?"

Abu Ganifa schüttelt sein Haupt, während noch immer die Tränen fließen: „Nein, großer Weiser, nicht deswegen weine ich. Ich weine, weil mich dein Bart an meine Ziege erinnert, die vorgestern gestorben ist!"

*

Eines Tages brachte Abu Ganifa ein schönes Stück Fleisch nach Hause, einen Braten im Gewicht von drei Pfund. Seine Frau aber aß den Braten heimlich auf, denn sie war ein gefräßiges Weib.

Als Abu Ganifa nach Hause kam, fragte er: „Weib, wo ist der Braten?"

Die Frau log: „Die Katze hat ihn gefressen, Gebieter!"

Da ergriff Abu Ganifa die Katze, setzte sie auf die Wage und wog sie. Die Katze wog genau drei Pfund.

„Betrügerin! Tochter einer verbrannten Hündin!" schrie wütend Abu Ganifa. „Wenn das die Katze ist, wo ist das Fleisch? Und wenn dies das Fleisch ist, wo ist dann die Katze?"

Dann verprügelte er seine Frau, daß man ihr Geschrei eine Meile in der Runde hören konnte.

*

Abu Ganifa stieg einmal nachts in die Wohnung des reichen Kaufmanns Ibliß. Er erbrach die Truhe des Kaufmanns und bemächtigte sich der Schätze und des Geldes. Ibliß aber hatte ein Geräusch gehört, war auf Zehenspitzen herbeigeschlichen und schrie plötzlich: „Ha! Jetzt habe ich dich erwischt, du Spitzbube, gemeiner Dieb!"

Abu Ganifa jedoch sackte seelenruhig weiter die goldenen Münzen ein und knurrte: „Wenn ich jetzt nicht gerade beschäftigt wäre, würdest du für deine unverschämten Beleidigungen schwer zu büßen haben . . ."

Küchen-, Keller- und Tafelgeschichtchen.

Von **Kory Towska-Wien.**

Ein ungarischer Edelmann, Kenner und Verehrer guter Weine, war einst bei einem Prälaten zu Tisch geladen. Obwohl ihm der saure Trunk nicht mundete, sagte er doch beim Anstoßen: „Vinum est bonus." Der gelehrte Wirt wunderte sich über den Sprachschnitzer seines Gastes, war jedoch zu höflich, ihn zu verbessern. Bald darauf wurde eine bessere Sorte Wein aufgetragen, und der Ungar sagte nunmehr richtig: „Vinum est bonum." (Der Wein ist gut.) Befragt, warum er sich vorher den Fehler habe zuschulden kommen lassen, da er doch, wie sich jetzt zeige, die lateinische Sprache beherrsche, antwortete er: „Domine, quale vinum, tale latinum. Herr, wie dein Wein, so mein Latein."

*

Ins politische Gebiet gehört die Bezeichnung „Macedoine", das ist eine Speise, die ein Gemengsel aus verschiedenen Früchten oder Gemüsen darstellt und auf das Völkergewirr am Balkan anspielt. Allerdings sind die Macedoines, die unsere Köche und Köchinnen zusammenstellen, ein Kinderspiel gegen das Mischgericht, das einst der französische Reisende Bray de Buyser essen mußte, als er einem Diner in einem arabischen Hause in Damaskus beiwohnte. Man saß mit gekreuzten Beinen auf Kissen um einen Tisch herum, der nur einen Fuß hoch war, drei arabische Herren, der Franzose und eine arabische Dame, neben die der Gast zu sitzen kam. Das Essen bestand aus einem Dutzend Schüsseln, die alle zugleich aufgetragen wurden. Sie enthielten Suppe, Geflügel, Reis, Fischklöße, gehacktes Fleisch, Trauben, Granatäpfel, Datteln und Konfitüren. Jeder lud — nebenbei gesagt mit den Fingern — von allen Speisen zugleich auf seinen Teller. Aber nicht genug damit: die schöne Araberin griff mit ihrer gepflegten Hand in den Teller des Franzosen und suchte sich ein besonderes Stück aus, das sie verspeiste, worauf man dem befremdeten Gaste erklärte, das sei eine große Gunstbezeigung, und er habe das Recht, sich durch einen Griff in den Teller der Dame zu entschädigen. Als dann die Schöne im Verlaufe des Diners eine Handvoll Hackfleisch nahm, einen Knödel daraus formte und ihn dem Europäer in den Mund steckte, erklärte man ihm auch das für landesübliche Liebenswürdigkeit. Soviel Mischmasch war aber Herrn de Buyser zu viel. Er sagte nachträglich zu einem Freunde, um diese Macedoine zu vertragen, müsse man ein Alexander der Große sein.

*

Einer der stärksten Männer, die je lebten, war zu Maria Theresias Zeiten der königliche Leibgardist Georg Bessenyei, der einen ausgewachsenen Stier leicht in die Höhe heben konnte. Allerdings aß und trank er auch danach. Als er einst bei einem Verwandten zum Namensfeste geladen war, wo nach damaligem Gebrauch viererlei Eingemachtes, Mehlspeisen und Braten nebst reichlich viel Wein auf den Tisch kamen und er sich von jedem Gerichte zweimal und immer doppelt so viel als die anderen genommen und zu jeder Speise zwei Glas Tokaier getrunken hatte, sagte die Hausfrau zu ihm getreu ihrer Gewohnheit, die Gäste zu nötigen: „Ei, lieber Vetter, machen Sie's nicht so wie die heutige Jugend, die nicht mehr weiß, wovon unsere Väter lebten. Es gibt noch etwas Schinken, kosten Sie ihn wenigstens!" Worauf Bessenyei den ganzen Schinken vertilgte und einen halben Laib Brot dazu.

*

Daß aber auch ein Butterbrot ein Göttermahl bedeuten kann, erfuhr einst Kaiser Napoleon III. Als junger Prinz lebte er mit seiner Mutter, der Königin Hortense, eine Zeitlang in Augsburg, wo er das Gymnasium besuchte. Eines Tages wollten seine bürgerlichen Mitschüler wissen, ob er auch bestraft werden würde wie sie, falls er etwas aushecke. Um sie nicht lange im Zweifel darüber zu lassen, kaufte er Zündhütchen und zerschlug sie während des Unterrichts. Die Folge war eine Karzerstrafe über Mittag bei Wasser und Brot. Seine Mutter, die Königin, aber verordnete, daß ihm auch diese Kost entzogen werden sollte. Und so mußte er hungern obwohl Knaben in seinem Alter das Essen schwerer entbehren als Erwachsene. Das schien dem mitleidigen Herzen der Gattin des Schuldirektors zu hart, und sie sandte dem Gefangenen heimlich ein mächtiges Stück Butterbrot. „Frau Hofrätin", sagte der Prinz später, seinen Dank abstattend, „dieses Butterbrot im Karzer — nie hat mir etwas so vortrefflich geschmeckt, und nie wird mir je wieder etwas so schmecken!"

Bunte Chronik 

* **Sie will nicht reich sein.** Daß Geld angeblich nicht glücklich macht, ist allgemein bekannt. Daß es aber geradezu ein Unglück, die Zerstörung einer harmonischen Ehe, verursacht, dürfte nicht alle Tage vorkommen. Frau Gloria Latham überraschte jetzt die Londoner mit ihrer Scheidungsklage gegen ihren Mann, der bis vor kurzem ein wenig bemittelter, aber mit sich und der Welt zufriedener Facharbeiter in einer Fabrik war. Frau Gloria betätigte sich als Buchhalterin in einem Bureau, und die Eheleute führten ein bescheidenes, aber restlos glückliches Dasein. Bis eines schönen, vielmehr eines verwünschten Tages der amerikanische Onkel aus dem Leben schied und seine Verwandten mit einer Riesenerbschaft beglückte. Lathams wurden über Nacht zu „Geldaristokraten" und mußten ihre Lebensweise dementsprechend umstellen. Alle Welt glaubte, daß die lachenden Erben wunschlos glücklich sein würden. Es kam aber gerade umgekehrt: sie konnten sich nunmehr alles leisten und fühlten sich gerade infolge ihrer Wunschlosigkeit unglücklich. Sie versuchten wohl, ihr Leben im gewohnten Rahmen weiter zu führen, die liebe Mitwelt lachte sie aber aus und zwang sie, ihre alten Gewohnheiten aufzugeben. Die Gatten waren nun nicht mehr auf einander angewiesen, und nach einiger Zeit trat eine gewisse Entfremdung zwischen ihnen ein, um so mehr, als sich der Ehemann doch schneller an seinen unheilbringenden Reichtum gewöhnte. Frau Gloria, die „unverstandene Frau" fand auch vor den Richtern kein Verständnis; sie verurteilten die „arme Reiche", ihr Kreuz weiter zu tragen. Sie darf sich nicht scheiden lassen und muß ihrem Manne, so schwer es ihr auch fällt, tüchtig helfen, das viele Geld möglichst bald zu verjubeln, um wieder nach ihrer „Fasson" selig zu werden.

*

* **Ein Filmverbot in Japan.** Ein phantastischer amerikanischer Film, in dem eine „Märchenkönigin" vorkommt, die dem Thron zugunsten der Republik entsagt, wurde von der japanischen Zensur in Tokio verboten als untauglich und demoralisierend. Die Zensur in Japan ist immer sehr streng gewesen. Vor einigen Jahren wurde eine Molière-Komödie als unerwünscht bezeichnet, weil darin die Respektlosigkeit der Frau gegenüber dem Ehegattn allzusehr in den Vordergrund trete. Das Stück stand im Gegensatz zu den papanischen moralischen Begriffen.

Lustige Rundschau 

* **Es stimmt nicht.** In der Schule erklärt der Lehrer den Unterschied zwischen mir und mich und dir und dich. Dann fragt er Fritzchen: „Stimmt das, wenn ich zu dir sage: Ich liebe dir?" — „Enä", sagt Fritzchen, „das kann woll nit stimme, eben ham Se mir ja noch verhauen."

*

* **Zwingender Grund.** „Kellner, es ist mir unmöglich, diese Suppe zu essen!" — „Findet der Herr sie nicht nach seinem Geschmack?" — „Ich weiß nicht, ich habe keinen Löffel!"

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.